Offener Schreibebrief von Lizzie Hanffstengel.

No. 34. Wisse Sie, was en Lahjer is? Ich hen ja gut genug gewißt, was mer drunner verstehn duht, awwer ich hen doch emol in den unabgebritschte Dickschenerrie von den Mister Webbster nachgesucht un denke Se emol an, ich hen's gar nit gefunne. Wie der Johnnie aus die Schul heim is komme, do hen ich den verzählt, daß der Webbster ennihau nit so mitaus Fehl wär un do hot er gelacht un hot gesagt, wann mer mißt, wie e Wort gespellt deht wer'n, dann könnt mer'sch auch schuhr genug finne. Ich hen mich inwer das fässige Kid geärgert un hen gesagt, ahlrecht, dann such emol das Wort Lahjer for mich. Das is iesig, hot der Johnnie gesagt, un schuhr genug, er hot's auch gefunne, awwer es war inteierlie rong gespellt, denke Se nor emol, der schmarte Mister Webbster spellt Lahjer instett mit en Hebtsch mit en Doppeljuh un do is kein Wunner, daß es kein verninftiger Mensch finne kann. In den Buch hot's gesagt, daß en Lahjer die Lah rieprisente deht un daß er e gute Ettjukehschen hen mißt un daß er, wie mer uff deitsch sage duht, in alle Sticker gepohßtet sein müßt. Do hen mer'sch. Wann mich noch emol Jemand sage duht, der unabgebritschte Webbster wär en Autorrithee, dann kann er von mich ebbes höre. Awwer ich will Ihne verzähle, for warum ich so e Wuth uff die Lahjersch hen. Ich hen Ihne doch geschriwwe, daß ich mich von den Philipp, was mein Hosband so weit is, diewohrse wollt losse. Also gut, ich sin zu en Lahjer gange un es is sozusage en forschtkläß Lahjer gewese. Dem hen ich mein Kehs verzählt un do hot er e ganze String Kwetschens an mich gericht. In die erschte Lein hot er mich gefragt, ob mein Hosband mich immer suppohrtet hätt un do hen ich off Kohrs sage misse, daß er hot. Dann hot er mich gefragt, ob mich mein Hosband als emol e Lickin gewwe hätt un do hen ich lache misse, ich hen ihn blos mei Fists gezeigt un hen ihn auch mei Mossels siehle losse un hen ihn gefragt, ob er denke deht, daß mich so ebbes häppene könnt. Dann hot er gefragt, ob mein Hosband fort wär un gesagt hätt, daß er nie nit widderkomme deht un do hen ich gesagt, nosser, er hot geschriwwe, er wißt noch nit, wann er reduhr komme deht. Do hot der Lahjer e ganze Weil nachgedenkt un dann sagt er: Gute Frau, Sie hen ja gar kein Kehs, un wann Sie mit den Stoff in die Kohrt komme, dann duht Sie einger Tschotsch enaus schmeiße. Gehn Se ruhig heim un mache Se kein Nonsens. Well, was denke Se von so en Lahjer? Ich hen gesagt: Ich bette Ihne einiges, daß ich en Kehs hen un wann Sie's den Weg nit sehn könne, o well, es hot jo noch annere Lahjersch; un wann Sie denke, der Tschotsch deht mich aus die Kohrt schmeiße, dann sin Sie awwer arig mißtehten. Es muß en arig kalter Dag sein, wann mich Jemand enausschmeißt. Gubei. Do sin ich fort un hen en annere Lehjer gesehn un denke Se emol. der hot mich ganz das nämliche gesagt! Awwer ich sin schuhr, die hen unner einer Deck gestocke un ich sollt mich gar nit wunnere, wann der Philipp domit zu duhn hätt. Jetzt, was sage Se zu so Lahjersch? Ich sin emol zu die Missus Wedesweilern gange un hen die alles verzählt; ich weiß, wann ich die ebbes verzähle, dann nimmt's noch kein fünf Minnits, dann weiß es die ganze Stritt, awwer ich hen nicks drum gewwe. Wie die Wedesweilern das gehört hot, do hot se mich gefragt, ob ich Trubel in mein Kopp hätt. Ich sollt bei alle Miehns emol en Dackter sehn, bikahs mit mein Brehn mißt ebbes rong sein. „Du host den beste Mann von die ganze Welt," hot se sagt un wann meiner nor den halwe Weg so gut wär, dann sollt kein Mensch e Komplehnt von mir höre. Ich sage dich, du bist den Mann gar nit werth un jetzt kannst du von mich denke, was du willst." Se hot so laut gesprochе, daß der Wedesweiler etträchtet is worde un wie er in den Sittenruhm is komme, do hot er off Kohrs alles wisse wolle. „Lizzie, hot er gesagt, der Philipp is ahlreit un wann ich das sage, dann zeigt das, daß ich weiß, was ich sage. Wann emol en Mann schon zwanzig Johr an eim Platz sei Bierche drinke duht, dann kennt mer ihn von inseit un von autseit un ich als braver, pramminenter Salunwerth sage, den Philipp seine Reppetehschen is e Nomber wonn un er is mit eim Wort en Mann, wo mer nicks gutes nachsage kann. So un wann du jetzt noch denke duhst, du wärst zu en Diewohrs inteitelt, dann kann ich meine Altie nit blehme, wann se denke duht, dein Brehn wär aut of Order." Jetzt denke Se emol, wie ich gefielht hen, wie ich das all gehört hen. Hot sich dann die ganze Menschheit un der Wedesweiler bieseits gege mich verschwore? Awwer es is sonnig, wie ich so gehört hen, daß alle Welt so gut von den Philipp takte duht, do hen ich zu mich gedenkt, bei Galle, am End is er mehbie doch nit so schlecht wie ich denke. Wann er mich nor wenigstens e paar Leins gedrappt hätt, daßi ch wüßt, wo er wär, awwer so hen ich doch gar keine Eidie nit, wo er is, un es guckt verdollt den Weg, als wenn er von mich fortgeschniett wär. Well, ich hen noch den ganze Dag inwer die Geschicht nachgedenkt un ich muß sage, ich hen schon e wenig meilder gefiehlt. Am Owend is der Wedesweiler zu mich komme un hot mich verzählt, daß der Philipp in Wennezuehla wär un daß er immer an mich denke deht un daß er so schnell wie er könnt widder heimkomme deht. Er hot auch gesagt, der Philipp hätt die beste Tschehnses, en beriehmter Mann zu werde, das is was mer so uff deitsch fehmus nene duht. Das alles hot der Wedesweiler in en Brief von den Philipp gelernt un er hot auch geschriwwe, daß er sich schehme deht, sonst hätt er auch an mich geschriwwe. Well, wie ich das gehört hen, do is mich mei Herz uffgange wie en Hefeklös un ich hen greine müsse, so getotscht sin ich gewese. Selle Nacht hen ich widder gut gefiehlt un ich hen mein Meind uffgemacht, doch zu den Philipp zu sticke dorch dick un dünn un wann er noch e größeres Kameel wär, wie er ein is. Mit beste Riegards

Lizzie Hanffstengel.

Krüger-Anekdoten.

In großen Versammlungen nahmen die Buren 1879 gegen die geplante Annexion durch England Stellung. Viele Bürger glaubten die Zeit gekommen, um von der englischen Regierung mit Gewalt erreichen zu können, was sie nicht freiwillig geben wollte. Einer dieser Bürger trat vor Krüger hin und sagte: „Herr Krüger, wir haben nun lange genug schöne Reden gehört, laß uns nun endlich einmal den „Engelschman schiet" (den Engländer schießen). Krüger erwiderte darauf: „Wenn ich nun wirklich sage: „Sah" (d. h.) „faß an" — das Wort, mit dem man in Südafrika Hunde anhetzt), wirst Du dann beißen? Und wenn ich sage: „Beiß," wirst Du dann festhalten?" Der Mann verstummte.

Während der Friedensverhandlungen im Jahre 1880—81 fragten die englischen Offiziere — wie Krüger erzählt — die Buren sehr angelegentlich nach ihren Verlusten. „Wie viel Todte habt Ihr denn auf dem Nek gehabt?" wollte einer von Joubert wissen. — „Ich persönlich hatte einen," erwiderte dieser, „dazu auch einen Verwundeten." Der Offizier lachte und wollte mit eigenen Augen mehrere Todte gesehen haben. „Gut," rief Joubert in höchster Entrüstung, „graben Sie einen davon aus und bringen Sie ihn her, ich will ihn mit Haut und Haaren auffressen!" Ein Mann aus Newcastle dagegen sprach Krüger die Hochachtung vor den Buren aus und bewunderte ihre Tapferkeit. Die Offiziere, die dabei standen, erzählten unterdessen, daß die englischen Truppen sehr tapfer gekämpft und viele Buren niedergeschossen hätten, bis ihnen die Munition ausgegangen sei; da hätten sie natürlich den Kampf aufgeben müssen. „Unsere Leute lassen sich eher todtschießen, als daß sie eine Patrone ausliefern." Krüger sagte nichts darauf, wandte sich aber wieder zu dem Mann und sagte: „Wenn Sie zu Ihrer Majestät kommen, sagen Sie auch, daß sie ihren Soldaten eine besondere Belohnung geben muß für die Sorgfalt, mit der sie ihre Munitionsvorräthe bewacht haben; wir fanden sie auf dem Berge noch säuberlich verpackt auf den Lasteseln." — Wood stellte ähnliche Fragen. Unter Anderem fragte er: „Was sollten die 200 Mann, die Ihr nach den Bippersbergen sandtet?" — „Wir hatten gehört, daß Ihr mit 12,000 Mann dorthin im Anmarsch wäret." — „Und da sandtet Ihr 200?" — „Ja, wir hatten nicht mehr, aber ich habe gesehen, daß es genug waren."

Muster-Abgeordnete.

In Deutschland und anderen Staaten, die mit ihrer Verfassung noch auf dem Standpunkt stehen, daß das politische Mandat ein unbezahltes Ehrenamt ist, regt sich seit einiger Zeit immer stärker die Lust nach einer materiellen Vergütung der dem allgemeinen Wohle gewidmeten Arbeit. Man bringt gute Gründe für die Gewährung dieses Verlangens bei, anderseits aber auch gute Gründe dagegen. In der Kinderzeit des Parlamentismus warm an jedenfalls idealer gesinnt, und Niemand dachte daran, zu der Ehre, ein Volksvertreter zu sein, auch noch das tägliche Brot aus der Staatskrippe zu verlangen. Manchmal ging der Idealismus der Abgeordneten noch weiter. So schlug im October 1820 ein liberales Mitglied eines jungen Parlaments vor, daß jeder Abgeordnete 100 Dukaten zu den dringendsten Bedürfnissen des Staates beitragen sollte; dies wurde genehmigt, und mehrere zeichneten auch größere Summen. Der Schauplatz dieser heute schier unglaublichen Edelthat war nicht etwa Utopien oder der socialdemokratische Zukunftsstaat, sondern das heute als Herd der Kamorra verschrieene Neapel, und der Antragsteller war der Liberale Poerio.

Daß Pariser wie Wiener Schuster der amerikanischen Concurrenz durch Preiserhöhung die Spitze bieten wollen, ist auf alle Fälle eine originelle Idee.

Verheimlicht.

Eine Skizze aus dem Cheleben von Auguste Groner.

Ein geisterbleiches, junges Weib kniet am Bett eines Kindes; neben ihm steht ein alter, ernster Mann.

Aennchen liegt im Sterben. Aus ihren Augen ist der Glanz, von ihren Wangen ist die Röthe des Fiebers gewichen. Ihre Händchen greifen matt und unruhig auf der Decke umher, es ist, als ob sie — vergeblich, ach, ganz vergeblich, den Halt auf Erden suchten. Mit Augen, aus denen tiefe Qual schaute, verfolgt die Mutter das Sterben ihres Kindes. Zuweilen ringt sich ein Schmerzenslaut von ihren Lippen, zuweilen geht ein Zittern durch ihren Leib, dann legte der alte Doktor seine Hand auf ihr Haupt und sagt: „Muth, Helene, Muth!"

Und die Uhr tickt, und eine Fliege summt, und die Zeit geht weiter.

„Mama!" flüstert Aennchen und richtet sich auf; da kommt der Tod und legt sie zurück und nimmt ihr den letzten Seufzer von den Lippen. Mit einem leisen Schrei sinkt die arme Mutter zusammen. Aber sie behält das Bewußtsein.

Der Doktor richtet die Frau auf und mahnt: „Helene, Ihre Kraft darf noch nicht versagen."

Da lächelt sie herzzerreißend und sagt: „Ich weiß, aber jetzt möchte ich ein Bischen allein sein."

Er geht. — Nun kauert sie ganz still neben Aennchen's Bett, umschlingt den lieben, kleinen Körper und weint, und weint, und echt, ganz echt ist der Wunsch, den ihre zitternden Lippen flüstern: „O, wär' ich bei Dir!"

Ein grimmiges Sehnen nach dem Sterben kommt über sie und eine große Furcht vor dem Weiterleben, denn sie fühlt sich allein, ganz allein auf Erden.

Eine Stunde ist vergangen; Helene weiß es nicht. Wenn man an der Schwelle der Ewigkeit steht, rechnet man nicht mit Stunden.

Der Doktor tritt wieder in's Zimmer.

„Er braucht Sie, er verlangt nach Ihnen," sagt er.

Da erhebt sie sich. — „Ich gehe schon."

„Und er darf nicht ahnen, was hier geschehen ist; jede Aufregung muß ihm ferngehalten werden," fährt der alte Herr eindringlich fort, und Helene antwortet: „Ich weiß, ich weiß."

Wie fremd ihre Stimme klingt.

Eine Minute später betritt sie wieder das Zimmer eines Schwerkranken. Drüben hat die Diphtheritis das Kind gefordert, hier kämpft dessen Vater mit einem typhösen Fieber. Helene pflegt ihn, seit der ersten Stunde seiner Erkrankung, wie nur die Liebe pflegen kann. Es ist ja nicht wahr, daß sie ihn nicht mehr mit der alten Liebe liebt, — nur traurig ist diese Liebe geworden, weil er es ihr schon so lange durch Launen, Despotismus und Kälte bewies, daß sein Weib und sein' Haus ihm gleichgiltig geworden seien. Wäre ihr Empfinden sich nicht gleich geblieben, — stünde sie wirklich von allem abgelöst auf Erden — wie könnte sie jetzt, da sie von der Leiche Aennchens kommt, die Gewalt über sich gewinnen, um seinetwillen fast ruhig auszusehen?

„Fast!" Der Kranke merkt es ja doch, daß sie anders ist, als sonst.

„Du Arme," sagt er, „Du wirst auch noch krank werden, Du fällst ja schier um vor Müdigkeit," und nach einer Weile, während der sie ihm krampfhaft zulächelt: „Laß eine Krankenschwester kommen; sie soll Dich ablösen."

Langsam, müde streckt er ihr die Hand entgegen — und dabei füllen sich seine Augen mit Thränen. Sie streichelt diese heiße Hand und entgegnet ihm herzlich: „Bleib ruhig, Franz. Ich bin ganz gesund und will keine Fremde hier sehen."

„Doch — doch — Du brauchst Hilfe Aber nicht wahr, Du kommst trotzdem oft zu mir. Ich meine, ich kann nur durch Deine Nähe gesund werden."

Er weint, er weint wirklich, und wie sie ihn auch zu beruhigen sucht und schließlich auch beruhigt — ist doch das Fieber jetzt wieder da. Es braucht wahrlich nicht viel, um es herbeizurufen, dies schreckliche Fieber, das an ihm zehrt, das ihn vielleicht verzehren wird.

Helenens Herz krampft sich bei diesem Gedanken zusammen, und nebenbei wundert sie sich, daß ihre Leiden noch steigerungsfähig sind. Regungslos sitzt sie dann und am nächsten Tag neben dem unruhig Schlummernden. Keine Thräne gönnt sie sich und keinen Seufzer, aber die Hände ballt sie und die Zähne preßt sie aufeinander. Sie weiß, wenn sie sich auch nur ein Bischen nachgibt, so muß sie aufschreien, wei ein sterbenswundes Thier. Und Franzens armselige Ruhe darf doch nicht gestört werden. Unter unbeschreiblichen Qualen gehen die Tage, gehen die Nächte für sie vorüber. Dann und wann steckt die Magd das verweinte Gesicht durch die Thürspalte, fragend, ob sie nicht helfen könne.

Sie kann nicht helfen — die alte Kathi; ach — sie weiß es ja, daß die arme Frau das große Leid um das Kind und die große Angst um den Mann ganz allein tragen muß.

Am Tage von Aennchens Tod brachte Helenens alter Freund eine Krankenschwester mit.

„Für Aennchen," hatte er gesagt, als Helene ihnen im Vorzimmer entgegentrat. „Die gute Schwester wird alles besorgen."

Die beiden Frauen reichten einander die Hände, dann geleitete Helene die Schwester zu ihrem todten Liebling. Der gute Doktor aber holte die unglückliche Frau bald wieder heraus, stellte ihr vor, daß sie ihre volle Kraft brauche und deshalb ruhen müsse, und schickte sie zu Bett. Und Helene gehorchte.

Gegen Mittag konnte der alte Hausfreund sich dem Kranken widmen, dann löste Helene ihn wieder ab. Ihr Kind lag schon, in Blumen gebettet, im Sarge. Kaum hatte sie sich neben Franz niedergelassen, bat er: „Bring mir Aennchen."

„Aber Franz," sagte sie, „Aennchen könnte doch auch krank werden!"

„So soll sie am Gang singen. Ich habe solche Sehnsucht nach ihr."

Stoßweise, mühsam redete er, und nicht weniger mühsam entgegnet sie: „Auch ich sehne mich nach dem Kinde. Aber wir können sie jetzt nicht haben, der Doktor fand es für gut, daß ich sie fortschickte — zur Tante."

Der Kranke war still geworden. Nach einer Weile jedoch hob er wieder an: „Du aber, Du bleibst bei mir!" und dabei schaute er sie mit dem alten, lieben Lächeln an, das sie schon gar lange nicht mehr gesehen hatte.

Ihm zärtlich die Stirn streichelnd, sagte sie: „Freilich bleibe ich bei Dir. Ich bin ja froh, wenn ich Dir nothwendig erscheine."

„Wie nothwendig! — Wie nothwendig!" murmelte er.

Die Schwäche schloß ihm Augen und Mund. Immer wieder aber jagt ihn das Fieber auf und dann hat sie stundenlang damit zu thun, ihn zu beruhigen. So ist es auch am dritten Tage nach des Kindes Sterben. Die Schwester steht ihr getreulich bei — bis der Doktor kommt — dann geht die Schwester mit der kleinen Leiche zur Beerdigung. Helene, sterbensbleich und krampfhaft schluchzend, will ihr folgen. doch ihr alter Freund sagte leise, indessen er auf den Kranken zeigt: „Die Krisis beginnt — und Abschied haben Sie ja genommen."

Helene bleibt. Lautlos betet sie für ihren Mann, über dessen Leben die nächsten Stunden entscheiden werden. Sie weiß nicht, mit wie tiefer Sorge ihr alter Freund sie beobachtet — sie nicht weniger als den Kranken. Es ist eine der qualvollen Stunden für die Zwei gekommen, in denen man sich so ohnmächtig fühlt. Aber Gott war gnädig. Nach Stunden bangen Harrens reicht der Doktor der jungen Frau die Hand und sagt, selbst wie erlöst: „Gott sei Dank. Er wird Ihnen bleiben."

Und sie neigt das Haupt, und Thräne um Thräne rollt in ihren Schooß.

„Mein Aennchen," denkt sie, und ihr Herz zittert vor Leid.

„Mein Franz!" seufzt sie und lächelt glücklich.

* * *

Tage sind vergangen. Helenens Gatte fühlt sich zum ersten Male so recht, recht wohl.

„Ist Dir's so recht?" — Helene hat ihm ein Polster anders gerichtet.

Er hält ihre Hand fest. „Alles ist gut. Es ist doch herrlich, wieder gesund zu werden. Du Gute, Du Treue!" Er küßt sie, er streichelt liebevoll das Haar aus ihrer Stirne, und da werden seine Augen feucht. „Es ist viel Silber da hineingekommen," sagte er und küßt jetzt auch ihr Haar. „Darum bist Du mir noch ta usendmal theurer. Es fehlt überhaupt nur mehr Aennchen zu meinem Glück. Wie traurig, daß sie bei der Tante krank —— Helene — warum wirst Du so bleich?"

Er hat sich jäh aufgerichtet — er blickt sie starr an, indessen sie schwer athmend sagt: „Unserem Aennchen fehlt nichts mehr —."

Neben ihm hinkniend, preßt sie ihr plötzlich thränenüberströmtes Gesicht an seine Brust. Er hat begriffen.

„Wann ist sie gestorben?" fragte er stockend.

„Als Du am schwersten krank warst."

Ein langes, wehevolles Schweigen tritt ein, es wird nur von dem Schluchzen der Beiden unterbrochen.

„Und bis jetzt hattest Du die Kraft, es mir zu verheimlichen?" sagte er endlich.

„Du hättest es ja nicht ertragen."

„Mein armes, liebes Weib!"

Mehr kann er nicht sagen — aber sie weiß, daß diese Stunde ihn wieder zu sich zurückgeführt hat.

Sehr taktvoll.

Sie war eine taktvolle Frau, sie sagte es selber.

„Es ist nichts häßlicher, als immer von einem zum anderen tragen," sagte sie, „wie Frau N. N. es an sich hat. Immer muß sie etwas zu klatschen haben — von Dir hat sie auch gesprochen."

„Was hat sie denn gesagt?" fragte die Freundin.

„O, das will ich nicht wiederholen; es ist wirklich unnöthig, Euch zu verfeinden." (Chic. Post.)

Spare Deine Worte, Freund!
Denn nur selten weiser
Wird der Mensch, zu dem Du sprichst,
Aber Du — wirst heiser.

* * *

Thränen sind Tropfen, die häufig das Portemonnaie höhlen.

Frankreich's Straffoldaten.

Barbarische Behandlung in den Disziplinarkompagnien der französischen Armee.

Kürzlich hat der französische Kriegsminister mit Genehmigung des Präsidenten der Republik Bestimmungen erlassen, wonach bei den in Algier, Tonkin, auf Madagaskar und in anderen Kompagnien menschlichere Behandlug eintreten soll und vor allem die bisher geübten, von allen Oberbehörden stillschweigend geduldeten körperlichen Mißhandlungen nicht mehr stattfinden dürfen. Schlagen der Untergebenen u. dgl. kommen im französischen Heere allerdings äußerst selten vor und zwar hauptsächlich, weil der Grundsatz der Egalite den französischen Soldaten berechtigt, den Unteroffizier wegen Beleidigung zu fordern. Solche Zweikämpfe sind im französischen Heere keine Seltenheit. Vor etwa zwei Jahren kam ein in der Geschichte der Heere gewiß einzig stehender Fall bei einem französischen Regiment vor. Ein Mann hatte im Kameradenkreis sich schimpfend über die Fahne des Regiments geäußert, was dem Brigadegeneral gemeldet wurde. Dieser ließ nun dem Attentäter eröffnen, daß er entweder eine mehrwöchige Bestrafung und Versetzung zur Straftkompagnie für den Rest der Dienstzeit zu erwarten habe oder vor ausgerückter Truppe mit präsentirtem Gewehr der Fahne Abbitte leisten und überdies einen Mann der Fahnensektion zum Zweikampfe fordern müsse. Der Tapfere zog Abbitte und Zweikampf der Versetzung zur Disziplinarkompagnie vor.

Geradezu barbarisch ist die Behandlung bei den Disziplinarkompagnien. Eine im vorigen Jahre in Paris erschienene Schrift von Dubois gibt vollen Aufschluß über die wahrhaft unmenschliche Behandlung dieser Disziplinarsoldaten, und sie war auch der Anlaß, daß General Andre die Sache selbst an Ort und Stelle untersuchte und nun die Bestimmungen änderte.

Es bestehen vier disziplinirte Kompagnien in Algier und Tunis und zwar in Biskra, Mescheria, Aumale und Gaffra und je eine Kompagnie am Senegal, auf Madagaskar und auf Martinique. Diese Kompagnien werden zu den schwersten Straßenarbeiten im Innern des Landes, zur Trockenlegung von Sümpfen, zum Ausroden von Wäldern, an den Standorten aber zu den schmutzigsten Arbeiten, wie Reinigen der Latrinen u. dergl., verwendet. Bei Arbeiten im Innern des Landes müssen die meist nur von älteren Unteroffizieren befehligten kleinen Abtheilungen oft Hunderte von Meilen Weges zurücklegen, bis sie an den Ort der Arbeit kommen, unerhört sind hierbei die Strapazen der Märsche. In glühender Sonnenhitze, ohne regelrechte Verpflegung, schleppen sich die Unglücklichen dahin, oft mehrere Tage lang ohne Trinkwasser und bei Nacht unter den leichten Zelten vor Kälte zitternd. Wochenlang müssen sie Kaffee und frisches Brot entbehren und sich mit dem begnügen, was die Landschaft bietet. Wer, durch Hitze erschöpft oder durch wundgelaufene Füße zur Verzweiflung gebracht, am Wege niedersinkt, wird von den rohen Unteroffizieren mit Fußtritten und Kolbenstößen weitergetrieben und alsdann zur Strafe bei Nacht oder an den Rasttagen in das sogenannte Grab gelegt, d. h. es wird dicht über dem Körper des gefesselten und am Boden liegenden Mannes ein Zeltuch ausgespannt, das bei Nacht vor Kälte nicht schützt und bei der afrikanischen Hitze keinen Luftzug gestattet.

Die im Innern des Landes verwendeten 25—30 Mann starken Abtheilungen sind der Willkür der Unteroffiziere ausgesetzt, welche häufig wochenlang die Lebensmittel unterschlagen, sie mit verdorbenen Lebensmitteln ernähren und sie bei Klagen und Beschwerden auf das barbarischste bestrafen. Eine ganz speziell algierische Strafthat ist die sogenannte „Crapaudine", bei welcher dem Manne die Hände auf dem Rücken zusammengebunden werden, worauf man dem auf dem Boden liegenden Manne die zusammengebundenen Füße heraufzieht und möglichst nahe mit den Händen vereinigt. In dieser unmenschlichen Weise wird der Mann stundenlang der afrikanischen Sonne ausgesetzt, und besonders erfahrene Menschenschinder gehen noch weiter und legen den gefesselten Mann in die Nähe von Ameisenhaufen nieder. Gerade so scheußlich ist die Strafe des „Silo", wobei der Mann mit auf dem Rücken gefesselten Händen bis zu den Schultern in den Boden eingegraben und den Sonnenstrahlen ausgesetzt ist.

Werden die Disziplinarsoldaten an ihren Standorten in Algier vorübergehend nicht zu Arbeiten verwendet, so müssen sie täglich 8 bis 10 Stunden in glühender Sonnenhitze exerzieren, wobei der Tornister mit 60—80 Pfund Steinen beschwert wird. Hundertmal nacheinander werden Griffe und Wendungen gemacht, und wenn alsdann ein Mann erschöpft zusammenbricht und auf dreimaligen Befehl des Unteroffiziers sich nicht wieder erhebt, so wird er nach dem wahrhaft grausamen Gesetz vom Jahre 1832 wegen Gehorsamsverweigerung mit langer Gefängnißstrafe belegt. Für das geringste Vergehen werden die strengsten Arreststrafen verfügt; nach einem Auszug aus der Strafliste erhielt z. B. ein Mann 15 Tage Dunkelarrest, weil er den Rosenstock seines Hauptmannes hatte verdorren lassen, ein anderer erhielt 4 Tage Arrest, weil er sich bei der Arbeit in den Schatten setzte, ein dritter wurde mit 4 Tagen bestraft, weil er sein Kochgeschirr hatte fallen lassen, und ein anderer bekam 15 Tage Arrest, weil er sich darüber beklagt hatte, daß ihm ein Kamerad sein Brot weggenommen hatte.

Auch bei Ausführung der Arreststrafen werden die größten Grausamkeiten verübt; die Arrestzellen sind nur wenige Quadratfuß groß und erhalten Licht durch ein kleines Fenster in der Thür. Im Arrest erhalten die Leute nur halbe Brotportionen, kein Fleisch, nur einmal am Tage frisches Wasser, und wenn die armen Teufel von Durst geplagt um Wasser rufen, so haben einige der Aufseher die Gewohnheit, ihnen nun tagelang das Wasser gänzlich zu entziehen, was man bei der Truppe auf „Hareng Saur" setzen heißt.

Noch grausamer als in Algier ist die Behandlung der Straffoldaten in Tonkin, auf Madagaskar, Martinique u.s.w., wohin nur Leute von den Marine- und Kolonialtruppen versetzt werden. Auf Madagaskar werden die Straffoldaten hauptsächlich zu Kulturarbeiten, zum Trockenlegen von Sümpfen und zu solchen Arbeiten verwendet, zu denen sonst wegen der Fieberausdünstungen des Bodens Europäer nicht gebraucht werden können. Es ist bekannt, daß bei der Eroberung von Madagaskar 7000 Franzosen an Fieber gestorben sind, weil man sie damals zu Straßenbauten verwandt hatte.

Brechen die Leute bei den Arbeiten zusammen und weigern sie sich alsdann, die Arbeit weiter zu verrichten, so werden sie nicht selten einfach niedergeschossen, und es wird in dem Buche von Dubois ein heute noch im Dienste stehender hoher General namentlich genannt, der bei der Besichtigung einer Straftkompagnie auf Madagaskar sich damit gerühmt hatte, daß er als Hauptmann einer solchen Kompagnie am Senegal die Leute wochenlang habe hungern lassen und daß er selbst fünf bis sechs Mann einfach niedergeschossen habe. Wer auf Madagaskar oder in Tonkin, sei es durch die Hand des Vorgesetzten, sei es am Sumpffieber, zugrunde geht, wird am Wegrande verscharrt, kein Kreuz bezeichnet die letzte Ruhestätte eines Menschen, keine Nachricht über ihn erreicht die Familie, er ist verschollen. Von den im Innern des Landes verwendeten Strafabtheilungen gehen die meisten Leute zugrunde, man ist daher gewöhnt, die Versetzung zu den Strafabtheilungen in den Kolonieen geradezu als ein langsam wirkendes Todesurtheil zu betrachten. In dieser barbarischen Weise aber behandelt die Republik nicht etwa schwere Verbrecher, sondern Soldaten, die häufig nur wegen kleiner Vergehen vorbestraft sind.

Die nach Algier bestimmten Straffoldaten des Landheeres werden in Marseille oder in Port Vendres gesammelt, diejenigen der Marine und der Kolonialtruppen auf der Insel Oleron. In den dortigen Gefängnissen werden sie wochenlang festgehalten, bis endlich eine größere Anzahl beisammen ist. Auf der Fahrt nach diesen Sammelpunkten werden die Leute wie die schwersten Verbrecher gefesselt und in der Eisenbahn angekettet, in den Gefängnissen selbst werden sie bei schlechtester Nahrung zu den schmutzigsten Arbeiten verwendet, erhalten täglich 375 Gramm Brot nebst Gemüse und nur alle vier Tage eine halbe Fleischportion. Die Arrestzellen sind dumpfe und feuchte Kasematten, die Leute liegen auf dem nackten Fußboden und haben nur bei Nacht eine wollene Decke. Bei den geringsten Vergehen werden sie in Eisen gelegt, indem die Füße in über dem Boden angebrachte Eisenringe — ähnlich dem alten deutschen Fußblock — gesteckt werden, so daß der Mann mit gefesselten Händen nur mit dem Rücken auf dem Boden aufliegt. Diese Strafe wurde bekanntlich auch bei dem Hauptmann Dreyfus auf der Teufelsinsel angewendet; sie ist in dem Reglement der Gefängnisse vorgeschrieben und wird mit dem Namen „Barres de Justice" bezeichnet.

Eine andere, ebenso grausame Strafe sind „Les Menottes", d. h. die Daumenschrauben, mit denen jeder Unteroffizier der Straftkompagnien und der Gefängnisse versehen ist zum sofortigen Gebrauche bei der geringsten Widersetzlichkeit des Straffoldaten. Drei dünne Eisenstäbchen, oben durch zwei Bogen, unten durch einen beweglichen Querstab verbunden, bilden zwei kleine Gitter, in welche die Daumen gesteckt werden. Der untere Querstab wird mittels eines Schraubengewindes gegen den Bogen vorgeschoben, wodurch die Daumen derart zusammengepreßt werden, daß Blut aus den Nägeln spritzt und wahnsinnige Schmerzen hervorgerufen werden. Gerade diese beiden Strafarten, Fußeisen und Daumenschrauben, hat General Andre abgeschafft; es wird aber doch sehr fraglich sein, ob fern von Paris weit hinten in den Kolonieen dieser Befehl durchdringt, und ob nicht alles beim alten bleibt.